Kleinen Besucher gegenüber zur Schau trug, stärkte den Mut Isas. Gewandt wie ein Eichhörnchen erklomm der Kleine die Höhe der Umzäunung. Nun erst wandte der Karabau sein mit starkem Hörnerpaar geschmücktes Haupt seinem Besucher zu, der keck und geschmeidig auf dem Plankengehege umherturnte. Die Kapriolen des kleinen Bronzefarbenen schienen die Neugier des Büffels erregt zu haben, denn dumpf schnaubend, die Muffel erhebend, schob er sich einige Meter vorwärts.

Einige Minuten verginngen in gegenseitiger Betrachtung. Dann erinnerte sich Isa der mitgebrachten Maiskolben, und ein Wurf beförderte den ersten dieser Leckerbissen in die Nähe des Büffels. Ohne Zögern machte sich der Stier über den Kolben her, dessen weiche Körner seinem Geschmack zu entsprechen schienen. Auch der zweite fand Gnade vor seinen Augen, und lüstern nach weiteren Genüssen näherte sich der Karabau dem Spender dieser seltenen Gabe, was diesen, der dem Frieden nicht traute, zu scheunigem Rückzug bewog.

Von diesem Tage an besuchte Isa seinen gehörnten Freund täglich um die gleiche Zeit. Der Karabau, an die ständigen Leckerbissen gewöhnt, ließ es mit der Zeit zu, daß der kleine Javane während seines Schmauses mit einem blätterigen Zweig die geflügelten Plagegeister, die ihm das Dasein sauer machten, von ihm fernhielt. In der Gewöhnung dieser täglichen Besuche, duldete er es zuletzt, daß Isa ihn umspielte und sich auf seinen Rücken schwang während er wiederkäuend im Schatten des im Gehege befindlichen Waringibaumes lag. —

Heute war der letzte Tag, denn morgen sollte der Karabau auf dem Along-Along (Hauptplatz) mit dem Matjang um die Palme des Sieges kämpfen, und Isa hatte aus diesem Grunde die Menge der mitgebrachten Kolben verdoppelt. Beim Abschied streichelte er dem Karabau das Fell und versprach ihm, die Hilfe Allahs anzurufen, damit des Mächtigen Hand ihm den Sieg sichere . . .

Auf einem der den Along-Along umsäumenden Bäume hatte Isa mit einer Anzahl seiner Spielgefährten gegenüber der reichgeschmückten Sultanstribüne einen Platz gefunden. Inmitten der von einem Plankenzaun umgebenen Arena stand der Käfig der riesigen Katze, während außerhalb der Umzäunung mehrere Reihen lanzenbewehrter Javanen dem Tiger die Möglichkeit einer Flucht verriegelten. Auf das vom Sultan gegebene Zeichen begannen die einheimischen Musikanten auf ihren Gamelangs den einleitenden musikalischen Teil des Festes. Die Prachtentfaltung des fürstlichen Hofstaates, die sich vor Isas Augen ausbreitete, fesselte seine Aufmerksamkeit wohl einige Zeit, dann aber wandte sich sein Interesse den Vorbereitungen zu, die seinem Freunde den Eintritt in die Arena ermöglichten. Vom Gehege des Karabau bis zu dieser war eine durch Bambuskulissen gebildete Gasse geschaffen, durch die der Büffel seinen Weg nahm. Sein Erscheinen in der Arena wurde von den Zuschauern mit lautem Jubel begrüßt. Im selben Augenblick wurde die Eingangspforte hinter ihm geschlossen und verrammelt.

Der plötzliche Wechsel seiner Umgebung bannte den Karabau einige Zeit an die Stelle, an welcher er die Arena betreten hatte. Dann aber bekam er die Witterung der Großkatze. Mit einem Schnauben, das bewehrte Haupt zum Angriff senkend, durchquerte er den Raum in dröhnendem, schwerfälligem Galopp. Im selben Augenblick zog der auf dem Käfig des Tigers sitzende Javane die Schiebetür desselben heraus und entzog sich nach einer tiefen, an die Adresse des Herrschers gerichteten Reverenz mit einigen langen Sprüngen der Gefahrzone.

Das mächtige Gebiß entblößend, glitt einige Sekunden später die große, prächtig gezeichnete Katze geräuschlos aus ihrem engen Gefängnis heraus und flog wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil über den vom Sonnenglanz erfüllten Platz. Mit einem gewaltigen Satz warf sie sich auf die der Tribüne abgekehrte Seite der Plankenumzäunung, um über diese hinweg den Weg in die Freiheit zu suchen. Das wilde Geschrei der hier stehenden Javanen und ein Lanzenstoß, der des Tigers linke Pranke traf, ließ ihn von seinem Vorhaben abstehen. Mit einem kurzen Aufbrüllen schnellte er rückwärts; die Gewalt seines Sprunges ließ den Sand der Arena aufspritzen. Die verwundete Pranke sichtbar schonend, wendete der Tiger sich nun der Eingangsseite zu, doch nun zwang ihn der Angriff des Büffels, an seine Verteidigung zu denken. Dem Angriff des Karabau gewandt ausweichend führte er im Vorbeigleiten einen Prankenhieb



Die Romanschriftstellerin Sophie Kloerss †

nach seinem Bedränger und riß ihm das Fell über der rechten Schulter auf.

Der Schmerz der stark blutenden Wunde steigerte die Wut des Hornträgers ins Ungemessene und, seinen riesigen Körper blitzschnell herumwerfend, geht er zu neuem Angriff über. Wieder entzieht sich der Tiger dem drohenden Zusammenstoß, um dann mit rascher Wendung seinerseits zum Angriff überzugehen. Doch sein so schwerfällig erscheinender Widerpart entwickelt ebenfalls eine fabelhafte Gewandtheit, und sein mörderisches Hörnerpaar trifft den anspringenden Matjang mit kurzem Stoß in die Flanke. Ein kurzes Aufjaulen der Großkatze, die in der nächsten Sekunde Gebiß und Kralle in den Rücken ihres Gegners gräbt.

Ein heller Aufschrei aus den Kehlen der Zuschauer quittiert den Angriff der Großkatze. Isa, der in atemloser Spannung den Vorgängen in der Arena folgte, krampfte in jähem Schreck die kleinen Fäuste zusammen. Doch der Karabau, der unter der Wucht des Tigersprunges wohl etwas taumelte, wirft sich, seinen Feind im Nacken, gedankenschnell gegen die Pfosten der Tribüne, die unter seinem Ansturm in ihren Grundfesten erbebt. Sein Vorhaben, den Tiger abzustreifen, gelingt ihm, denn dieser, dessen Hinterpranken in der Flanke des Büffels einen Halt gefunden haben, verliert durch den gewaltigen Anprall seine günstige Position und gibt mit arg zerquetschten Hinterpranken seinen Sitz auf. Seiner Bürde ledig geht der Karabau sofort von neuem zum Angriff über. Von seinem robusten Angreifer in die Enge getrieben, setzt der Tiger noch einmal zum Sprung an. Doch diesmal landet er nicht auf dem Nacken des Stieres, sondern dieser fing den Körper seines Feindes mit dem mächtigen Hörnerpaar auf und warf den wütend Aufbrüllenden in den Sand der Arena.

Lauter Jubel der Javanen begleitete den Erfolg des Karabau, der, seinen Vorteil wahrnehmend, sich auf die niedergeworfene Großkatze stürzte und diese mit Huf und Horn angriff. Die ungebrochene Kraft des Büffels überwand die wütende Gegenwehr des Gestreiften, dessen Gebiß und Pranken blutige Spuren in das Fell seines Gegners gruben, bis ein letzter mörderischer Hornstoß das Leben des Tigers endete.

Während ein tosender Jubelsturm wie eine Woge über den Along-Along dahinbrauste, bearbeitete der Karabau, durch den Schmerz seiner Wunden zur Raserei aufgestachelt, unentwegt den Körper seines leblosen Gegners mit seinem Waffen. Einige explodierende Feuerwerkskörper, in seiner Nähe zur Entzündung gebracht, vertrieben den Wütenden endlich vom Kadaver des Tigers, und taumelnd von der Anstrengung des Kampfes strebte er durch die ihm geöffnete Gasse seinem Gehege zu . . .

Isa hatte, stolz über den Sieg seines Karabaus, in den Jubel der Stammesgenossen eingestimmt; dann aber trieb ihn das Verlangen, seinem vierfüßigen Freund nahe zu sein, von seinem luftigen Sitz herab. Als er das Gehege des Karabaus erreichte, sah er den Arenasieger, von Fliegenschwärmen umgeben, dumpf schnaubend inmitten seines Gefängnisses stehen. Ohne Zaudern überwand der Kleine die Plankenumzäunung und lief mit ausgebreiteten Armen auf seinen Freund zu. Die blutunterlaufenen Augen des Büffels hatten kaum den kleinen Eindringling bemerkt, als er, den riesigen Kopf senkend, auf diesen zustürmte. Die drohende Gefahr erkennend, wandte sich Isa zur Flucht, aber der Stier, dessen Rauflust durch den überstandenen Kampf bis zur Raserei gesteigert war, erkannte in seinem Besucher nicht seinen Wohltäter von gestern, sondern sah in ihm nur den willkommenen Gegenstand zur Kühlung der in ihm kochenden Wut. Wie eine Feder warf er den Kleinen in die Luft.

Während vom Along-Along her der Klang der Gamelangs, untermischt mit dem Beifall der Javanen herüberscholl, erlosch im Gehege des Karabaus unter dem Huf und Horn des wütenden Büffels die kleine, bronzefarbene Menschenblüte als das unschuldige Opfer einer heiligen Ueberlieferung.

—o—

Rätselecke

Bezierbild:



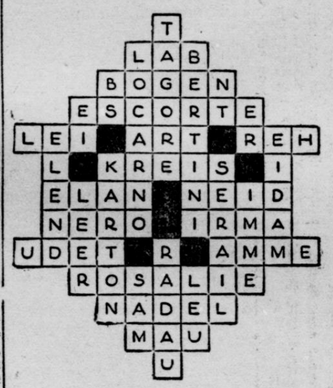
Wo ist das Burg-Fräulein?

Bilderrätsel:



Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel:



Schach:

1) Sd4-f3 ..... g4×f3
2) Kb2-b3 ..... Kd5-e4+
3) c2-c4 # u. Varianten.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: W. A. Sanz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 5 — Samstag, 5. Februar — 1927

Die Sekretärin

Skizze von Paulrichard Hensel.

War es wirklich schon so lange her, daß drüben in dem Sessel die kleine Eva Gellert gesessen hatte, immer aufmerksam, immer willig und freundlich? Es waren Wochen — aber eine lange Zeit für Reinhold Bach, dem die Sekretärin so unentbehrlich geworden war, wie es die Arbeit für ihn schon lange war. Halb im Scherz noch hatte es angefangen, das Ende, an einem Januartag. —

„Müde, kleine Eva?" hatte er scherzend gefragt, nachdem sich wiederholt der Kopf des Mädchens während des Diktates immer wieder rudwweise gesenkt hatte.

Lächelnd sah er in das verwirrte Gesicht der Sekretärin, die ihm gegenüberfaß, und erriet nur zu leicht den Störenfried, der sich in seine Arbeit drängte, der alle Berechnungen über den Haufen warf, und die Menschen zu Kindern machte.

„I, ja, des Fasching!"

Es lag etwas wie Trotz in der Bewegung mit der Eva Gellert den Schreibblock fortlegte. „Ja" ,sagte sie und zuckte mit den Schultern, „das gehört nun einmal zu unserer Stadt, und das muß man erleben, denn man ist nicht lange jung." — Und ihre Füße wippten schon unmerklich im Takt der vorgeahnten Tänze. Dann schien sie sich zu besinnen, sah ein Weilchen verlegen auf ihre Hände und sagte plötzlich: „Ich werde vielleicht bald gar nicht mehr kommen können — ich habe mich verlobt —"

Reinhold Bach sah mit seltsamem Blick auf das Mädchen „Gewiß mit einem Märchenprinzen, nicht wahr? Denn es wird doch wohl kein Harlekin sein?" Er stand auf und legte Bücher und Mappen zusammen. „Schade. Sie arbeiteten gut — und Sie verstanden sich so gut mit meiner Kaffeemaschine. Aber nun haben Sie wohl keine Zeit mehr. Hier ist es zu still für Sie . . ."

Als sie schon in Hut und Mantel die Türklinke gefaßt, wandte sie sich noch einmal um. „Warum denken Sie nicht auch an den Karneval?" Aber es schien, als hätte er sie nicht gehört. Da ging sie mit halblautem Gruß hinaus. — —

In der Nacht nach jenem Tag hatte im Zimmer des Ingenieurs noch lange das Licht gebrannt. Pläne und kühne Entwürfe bedeckten die Tische, aber nun fiel die Feder aus der müden Hand, und Reinhold Bach lehnte den Kopf zurück. Doch diese Spanne, in der die Zeit für ihn still stand, war nur kurz. Denn wie die Gedanken an die Arbeit mählich schlafen gingen, wurden neue aufgeweckt, von der Einsamkeit von dem lustigen Singen auf der Straße und von einem Traumbild, das der Rauch der Zigaretten vor seine Augen zauberte. Er kannte und fürchtete diese Stunden, die keine Feierstunden waren, weil er sie mit niemand teilen konnte und es niemand gab, dem er von seiner Arbeit erzählen konnte. Aber der eine Gedanke war bisher immer da gewesen: Morgen kommt die Eva Gellert wieder. Wenn sie ihre zierliche Gestalt dort in den bunten Sessel schmiegte, war Sonne und Frühling im Zimmer: wenn sie lachte, sank die Welt draußen vor den regennassen Fenstern in Vergessen. Und wenn sie, halb Frau, halb Kind, nach getaner Arbeit für beide den Kaffee bereitete, blieben keine Wünsche mehr übrig.

Aber vor der Sehnsucht, die in den ersten Monaten des Jahres durch die Straßen drängt, kann man nicht die Türen verschließen. Das wußte Reinhold Bach aus früheren Jahren. Da hatte er gelacht, geliebt, getanzt — wie jetzt wohl irgendwo die kleine Eva — hatte aus jeder Stunde das Erleben gesucht, das ihm nur in dieser Zeit und niemals später mehr beschieden sein konnte. Mit dem Herzen erlebte er die Zeit, jung und ungebärdig, nicht ahnend, wie wehe dann der Aschermittwoch tut. Später riß er mit erfahrener Hand die Freude an sich, lockte und versprach, spottete und betrübte — aber das Herz war nicht mehr dabei. Und das Ende war grau wie immer. —

Still waren die wenigen Tage, an denen Eva noch kam. Es schien, als wolle jeder den Fragen des anderen ausweichen. Dann meldete sich die Sekretärin krank.

Reinhold Bach sah ihr in die Augen: „Nun sind Sie zum erstenmal unwahr zu mir", sagte er. Und ließ sie gehen. —

— — Noch hingen in manchen Zweigen der Straßenbäume Fetzen bunter Papierschlangen. Die Menschen gingen lange wieder fremd und eilig aneinander vorbei, als gäbe es keine Freude, sondern nur den harten Takt der Arbeit. Doch dann und wann ging über ein Gesicht ein heller Schein, wenn wie das Wunder eines neuen Lebens kleine, zarte Knospen in den Vorgärten den Vorübergehenden anlachten oder einem Sendboten gleich ein Sonnenstrahl über den Weg huschte. —

Reinhold Bach hatte sich nach keiner neuen Gehilfin umgeschaut. Nicht einmal der Gedanke dazu war ihm gekommen. Es ist bisweilen gut, wenn die Arbeit nicht Zeit zum Nachdenken läßt.

An einem Sonnabend klingelte es an seiner Tür. Als er sie öffnete, stand draußen Eva Gellert.

„Ich komme nun wieder", sagte sie. Nichts weiter.

Er nahm ihr schweigend den Mantel ab, öffnete die Türe — nun saß sie wieder in dem Sessel, ein wenig zusammengesunken, und wich mit den Augen verlegen aus. —

Und der Mann saß lange stumm in Verwunderung und Freude ihr gegenüber. Dann sagte er leise, als spräche er in Gedanken zu sich: „Nicht wahr, Kind, die Karnevalszeit war schön? Da liebt man und wird geliebt; da betrügt man und wird betrogen. Man findet Menschen und verliert sie. Man verlobt sich sogar und denkt im Stillen: Aschermittwoch ist alles vorbei. Man trägt die Masken nicht ohne Sinn. Irgendwo zerbricht ein Herz — man weiß kaum, tat man es selbst oder war es das eigene."

„Warum haben Sie damals mir das alles nicht gesagt?" kam es von den blassen Lippen des Mädchens. Und das war mehr als vieles Erzählen. Reinhold Bach trat ganz dicht an sie heran, und faßte ihre beiden Hände:

„Weil es besser ist, wenn man es selbst erfährt. Weil ich mich dann nicht hätte freuen können, daß Du von selbst zu mir zurückkommen wirst; und weil ich jetzt vielleicht hoffen darf, daß Du immer bleiben wirst, kleine Eva — immer —"

Und sie hielt ganz still. als er ihr die Tränen von den Augen küßte.

Wintersonne

Ueber die Fichten dampfen die Nebel,
geistern die Raben, fliegt ein Wind,
über die Fichten hebt sich die Sonne,
glutrot und flackernd, wie Flammen sind.
Sonne im Winter küßt keine Blüten,
streichelt nicht Falter, nicht Rosen rot,
aber sie schenkt dem halb schon erstarrten
Käferlein Träume und süßen Tod!
Und sie verklärt zu leuchtendem Silber
Dächer und Türme in weißem Reif,
sinkt dann am frühen Morgen voll Milde
nieder in Wolken, ein fahlgelber Streif.

Margareth Mengel.

Es gibt Menschen . . .

Skizze von Arthur Zmarzly-Breslau.

Der Personenzug fuhr mit einschläferndem Rattern durch die mitternächtliche Landschaft. In einem Abteil dritter Klasse hatte das Schicksal acht Personen für einige Stunden dicht aneinander gerückt. Die Dame am rechten Fensterplatz versuchte schon seit längerer Zeit ein Gespräch in Gang zu bringen. Ihr Bemühen schlug aber immer wieder fehl. Dabei stieß ihre spitze Nase unruhig in die Luft, als suche sie einen Gesprächsstoff, der, aus dieser Atmosphäre geboren, Anspruch auf allgemeine Geltung beansprechen durfte. Ihr kleiner schimmelgrauer Pinscher wanderte unterdessen ruhelos aus ihrem rechten Arm in den linken und wieder zurück. Sobald sie versuchte, die spärliche Unterhaltung zu beleben, hob der ältere Herr, der ihr gegenüber saß, den Kopf über das große Zeitungsblatt hinaus und blickte sie schweigend aus scharfen Brillengläsern an. Und es war ganz merkwürdig. Sie verlor dann immer ihre besten Gedanken und hemmte den Redefluß, nicht ohne vorher den anderen Fahrgästen die Versicherung gegeben zu haben, „daß es Menschen gibt . . . die . . ." Sie führte das nicht weiter aus, aber auf ihrem Gesicht war die Fortsetzung der Rede deutlich zu lesen. Alle kannten den Stachel bemerken, der ihre Seele beunruhigte.

Wie zwischen zwei schwarzen, dicht aneinander gerückten Wänden hindurch polterte der Zug durch die Nacht.

Da — ganz deutlich war es zu vernehmen — zog sich die Bremse an die Räder. Der Zug lief langsamer. Wie ein Gummiball sprang die Dame mit dem Pinscher von ihrem Sitz. Sie blieb hoch aufgerichtet stehen, die spitze Nase starr in die Höhe gerichtet, als erwarte sie in den nächsten Augenblicken ein schreckliches Ereignis. Die anderen Fahrgäste sahen sie erst verständnislos an; dann wurden sie unruhig, erhoben sich und traten an die Fenster. Draußen war weit und breit nicht der kleinste Schimmer eines Stationslichtes zu erspähen, und die Räder knirschten unter dem Drucke der Bremse und liefen immer langsamer. Es hätte niemand sagen können, wer es gewesen war, der zuerst die Worte von einem Unglück herausgestoßen hatte. Aber das Wort lief um und fraß sich in die Hirne hinein.

Nur der Herr mit der Zeitung blickte von seiner Lektüre nicht auf. Er nahm keine Notiz von der Aufregung, die durch das Abteil lief.

„Da scheint etwas nicht in Ordnung zu sein," sagte der eine — und dann quirlte es durcheinander: „Das gibt bestimmt ein Unglück . . .! Daß gerade mir das passieren mußt Und mitten in der Nacht — man wird uns ausplündern . .!

Sie hätte sicherlich noch ausführlicher ihr Ahnungsvermögen begründet, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das ihr jedes weitere Wort abschnitt. Es gab plötzlich einen sehr heftigen Ruck. Schreie des Entsetzens stürzten mit den herum stehenden Fahrgästen durch den Wagen, und die ahnungsvolle Dame fiel in heftigem Schwunge an die Brust des schweigsamen Herrn, der in instinktiver Abwehr das Zeitungsblatt schützend vor sein Gesicht hielt. Aber dieses schwache Schutzschild konnte es nicht verhindern, daß ihre lange, spitze Nase durch das Papier hindurch stieß und der schimmelgraue Pinscher sein schwarzes, feuchtes Schnäuzchen fest an die Nase des so überfallenen Herrn drückte.

Der Zug stand. Auch die Dame mit dem Pinscher hatte Dank der tatkräftigen Hilfe des schwer belasteten Herrn bald wieder festen Fuß fassen können. Die anderen Fahrgäste stürzten sich nun auf ihr Gepäck. Die Dame mit dem Pinscher entwickelte plötzlich Riesenkräfte; ihr schwerer Koffer, bei dessen Verstauung ihr immer zwei Herren behilflich sein mußten, flog nur so aus dem Gepäcknetz.

Nr. 30

Die

Die Aus... Parteien über... einer Ver... ment gesch... entschlossen... Porzellan... mit dem Wi... fügt. Von... der verschied... Die Besp... sich in ruh... ten auf die... lichen Ar...

Der Wi... neue Konflikt... noch über g... wogegen al... den Deutsch... den. Die p... Hoffnung n... Frankreich... Rheinlandräu... militärischen F... wenn der fr... durchführe... rückziehung... sich ermögli... deutsche Reg... der Räumun... setzen, den... einig, daß d... wünschte W... Hoheitsrech... Falls die Re... außenpoliti... Frankreich in... Rheinlandräu... ministers ... hatte das W... Verabredun... im Hauptau... äußern. Er... seine Absich... machen und... Gerüchte ... seines Aufe... kammerpräs... murgs verha... deutschen M... biete, wird ... fordert. ... können, wen... winddichte ... Illusionen ... schwerer sein... treffen, der ... Reichstagsp... Das Zentru... den interfra... Ueberbrück... genäßhe ... tonen und ... mussiert, ... schaftlichen ... allen Volks... werden.

Das Verfa...

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Vierteljährlich 3 Mk. Sport-Blatt und illustrierte Unterhaltungsbeilage „Daheim“ monatlich 50 Pf. Postbezug: „Süddeutsche Zeitung“ vierteljährlich 3 Mk. mit Postaufschlag. Einzelne Nummer 10 Pf.

Druck und Verlag der Süddeutschen Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Königstraße 28. Fernsprecher 1 und 2. Postscheckkonto: Stuttgart 5113. Telegrammadresse: Zeitung Stuttgart. Geschäftsstelle für Nordwürttemberg: Stuttgart, Königstraße 28. Fernsprecher 1 und 2. Geschäftsstelle für Nordbaden: Karlsruhe, Karlstraße 29. Fernsprecher 4010. Geschäftsstelle für Südbaden: Freiburg i. Br., Schwimmbadstraße 32. Fernsprecher 5394. Geschäftsstelle für Württemberg-Hohenzollern: Reutlingen, Wilhelmstraße 99. Fernsprecher 2771. Geschäftsstelle für Südwürttemberg: Ulm, Frauenstraße 77. Fernsprecher 3071. Geschäftsstelle für Ostwürttemberg: Aalen, Bahnhofstraße 3. Fernsprecher 2771. Geschäftsstelle für Hohenzollern: Sigmaringen, Karlstraße 57. Fernsprecher 2771. Geschäftsstelle für Südwürttemberg: Ulm, Frauenstraße 77. Fernsprecher 3071. Geschäftsstelle für Ostwürttemberg: Aalen, Bahnhofstraße 3. Fernsprecher 2771. Geschäftsstelle für Hohenzollern: Sigmaringen, Karlstraße 57. Fernsprecher 2771.

Sichtlich belustigt sah der Herr mit dem zerknitterten Zeitungsblatt auf diese geräuschvolle Szene. Da traf ihn ein unsagbar scharfer Blick aus den etwas hervorstehenden Augen der ihm gegenüberstehenden, zum sofortigen Aussteigen bereiten Dame. Und er konnte es diesmal nicht verhindern, daß sie empört ausrief: „Es gibt Menschen, die einen mit ihrer Ruhe wirklich zur Verzweiflung bringen können!“

Das war das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff auf den lesewütigen Herrn. — „Wie man so ruhig dasitzen kann!“ — „Es ist doch kein Zweifel möglich, hier muß etwas geschehen sein, sonst würde der Zug doch nicht mitten in der Nacht auf freier Strecke halten.“ —

So und ähnlich flogen die Worte in die stumme Ecke. Da wandte sich ein junger Mann an den Herrn: „Was denken Sie sich denn eigentlich, was hier vorliegen könnte?“

„Hier liegt gar nichts vor,“ antwortete gemächlich der Angeredete, „der Personenzug wartet hier auf den D-Zug, den er an sich vorbeilassen muß.“

Sieben ungläubige Gesichter machten Front und spiegelten sich in den scharfen Brillengläsern.

„Ich fahre diese Strecke dreimal in der Woche und immer wartet der Personenzug hier an dieser Stelle.“

Das gab den Ausschlag. Und wie zur Bestätigung dieser Worte brauste auch schon der D-Zug auf dem anderen Gleis vorbei. Aber jetzt hatte der Herr in der Ecke ganz verspielt.

„Das hätten Sie uns doch gleich sagen können,“ meinte spitz die Dame mit dem Pinscher, und als sie den ungeteilten Beifall vernahm den ihre Worte bei den anderen Fahrgästen auslösten, setzte sie seufzend noch hinzu: „Ja, ja, es gibt schon — Menschen . . .!“

Die Welle des Unwillens aber schien an dem Büßer in der Ecke abzuprallen, denn er sagte zu der Wortführerin gewandt, mit milder Ironie: „Und ich hatte mich schon lange sehr darüber gefreut, wie froh und glücklich Sie sein würden, erkennen zu müssen, wie trügerisch Ihre — Ahnung war . . .“

Der Zug rückte an, die Räder quietschten. Im Rattern des fahrenden Zuges lösten sich die Spannungen und verloren sich die weiteren Worte des Herrn, dessen Kopf schon wieder hinter dem Zeitungsblatt verschwunden war.

—o—

Der „schöne Alexander“

Skizze von Siegfried Bergengruen.

Die gedämpfte Nachmittagssonne tastete sich zögernd durch die halbverhangenen Fenster eines kleinen Kaffees des Berliner Westen. Es war eine stille Straße, in der das Kaffee lag ohne elektrische Bahnen und den ganzen verwirrenden Trubel, der Weltstädten eigen zu sein pflegt. Und so waren auch die Menschen, die dieses Lokal besuchten, eigenartige, abseits der großen Allgemeinheit liegende Typen, denen es wohltat, im dämmerigen Schutze der dunkelgrünen Stores dem Spiel ihrer Gedanken nachzugehen und das Auf- und Niederwallen des bläulichen Zigarettenrauches zu beobachten.

In diesem Kaffee nun bediente ein Ober. Niemand — außer dem Besitzer — wußte genau wie er hieß, und es hatten ihn denn seine Mitangestellten in stillem Einverständnis den „schönen Alexander“ getauft. Um den „schönen Alexander“ nämlich schwebte ein seltsamer Nimbus. Die Kassiererin hatte ihn eines Abends in einer der teuersten Logen des großen Schauspielhauses gesehen und versicherte ein über das andre Mal, er habe nicht nur wie ein wirklich vornehmer Herr ausgesehen, sondern sich auch danach benommen. Keiner wußte also, wer hinter diesem Manne steckte.

Vom „schönen Alexander“ selbst etwas zu erfahren, war ein Ding der Unmöglichkeit. Er hatte eine Art, gewissen Fragen auszuweichen eine so liebenswürdige und eiskalte Art, daß man es bald aufgeben mußte, wollte man sich nicht bis zur Unsterblichkeit blamieren. Nur so viel hatte der Besitzer erzählt, daß der „Herr“ — er sagte zum „schönen Alexander“ merkwürdigerweise immer „Herr“ und nie „Ober“ —also, daß der Herr ein russischer Emigrant sei und viel Schweres durchgemacht habe.

Auch die Art, wie der „schöne Alexander“ bediente, entsprach in keiner Weise den Gepflogenheiten seiner Berufsgenossen, wenngleich an seinen Verbeugungen nichts auszusetzen war im Gegenteil, sie hätten jedem Salonmenschen Ehre gemacht. Doch war er bei all seinen Obliegenheiten von einer so ruhigen Würde, man könnte fast sagen, Hoheit umflossen, daß selbst Gäste, die gewohnt schienen, Angestellte als Wesen niederer Ordnung zu betrachten, beim Anblick dieses Obers ihre Stimme dämpften und höflich ihr Anliegen vorbrachten.

Einmal aber lüftete sich der dunkle Schleier der über die Persönlichkeit dieses Mannes gebreitet war.

Es geschah an einem Nachmittag. Das Kaffee war fast leer. Nur in einer Ecke hockte ein dicker, kurzsichtiger Herr hinter einer umfangreichen Zeitung, und in einer Nische tuschelte ein Liebespaar hinter Kuchengebäck und Schlagsahne. Im kleinen Kachelofen knisterte glimmendes Feuer. In einem Hinterraum klapperte eine Schreibmaschine. Sonst große Stille.

Der „schöne Alexander“ saß an seinem gewohnten Platz in einer Ecke hinter der Anrichte und las in einem russischen Buche.

Plötzlich ging die Tür auf. Ein Strom kalter Luft, blendenden Lichts und ungewohnten Geräusches flutete in das Kaffee. Auf der Straße knatterte ein Auto. Dunkles, vibrierendes Frauenlachen und scharfe Männerstimmen wurden hörbar. Ausländer! —

Der „schöne Alexander“ sprang auf und eilte den Ankömmlingen entgegen. Es waren fünf Personen, drei Herren und zwei Damen, deren Aeußeres auf Angehörige der oberen Gesellschaftsschichten schließen ließ. Er geleitete sie auf den besten Platz, in die sogenannte „Loge“. Die mit einer Klubgarnitur ausgestattet war.

Bis dahin ging alles gut. Die Fremden bestellten Mokka und Likör und zündeten sich Zigaretten an. Der „schöne Alexander“ ging hin und her und brachte das Gewünschte. Dabei lauschte er aufmerksam auf die Gespräche der neuen Gäste.

Und dann geschah es! Er war gerade dabei das dritte Tablett Benediktiner zu servieren und stellte die feingeschliffenen Gläser neben die Mokkatassen. Da hob die eine der beiden Frauen, eine schlanke, schöne Brünette, den Kopf und sah ihn an. Mit einem leeren gleichgültigen Blick, wie die Frauen der guten Gesellschaft einen Ober im Lokal anzusehen pflegen. Ohne jede Absicht und ganz aus Zufall.

Dieser Blick aber, der ohne Glanz und Ausdruck gewesen war, glühte förmlich auf, als er den Augen des Mannes begegnete. Eine flammende Röte überzog das Gesicht der jungen Frau, um sofort einer wächsernen Blässe zu weichen. Der „schöne Alexander“ war wie vom Schlage gerührt. Er ließ die letzten Gläser auf dem Tablett stehen, taumelte ein paar Schritte zurück und lehnte sich schwer atmend an die lackierte Brüstung, durch welche der Loge vom übrigen Lokal getrennt wurde.

Etliche Sekunden verharrten die beiden Menschen so ohne Bewegung, während sich ihre Blicke ineinander sogen. Die anderen hatten den seltsamen Vorgang bemerkt und beobachteten ihn verständnislos, ohne auch nur im entferntesten die Lage erfassen zu können. Bis ein großer breitschultriger Herr aufsprang, heftig auf den Ober zuging und ihm ins Gesicht zischte: „Ich verbitte mir derartige Belästigungen meiner Frau! Vergessen Sie doch nicht wer Sie sind, Sie, — — Sie, Ober . . .!“

Er warf dem ersteren einen verächtlichen Blick zurück und ging dann gelassen zu seiner Gesellschaft zurück. Jemand rief den Geschäftsführer. Die Frau hatte einen Weinkrampf erlitten und mußte mit Gewalt ins Auto getragen werden. Währenddessen rief sie wieder und wieder: „Sascha . . . mein armer Sascha!“

— — — —

Der „schöne Alexander“ wurde fristlos entlassen.

Am nächsten Morgen fand sich in einigen Zeitungen der Hauptstadt die aufsehenerregende Notiz, der russische Emigrant, Fürst Alexander Michaikowitsch Galitzin, ehemaliger Besitzer großer Reichtümer, habe sich in seiner Wohnung in der Chausseestraße erschossen. Da der Fürst in sehr ärmlichen Verhältnissen lebte — er bekleidete die Stellung eines Obers in einem kleinen Kaffeehause — war diese Tat wohl aus Lebensüberdruß verübt worden. Seltsamerweise hatte sich auf dem Schreibtisch ein Brief gefunden, der einen Abschiedsgruß an die Gattin des Fürsten enthielt, die laut eingezogenen Erkundigungen bereits vor sieben Jahren auf der Flucht aus Rußland von den Bolschewisten ermordet betrachtet wurde.

Ringen und Reifen

Auch deine schwersten Kämpfe sollst du segnen
Als deiner Seele unentbehrlich Brot.
Sie sind gesetzt zum Ueberwinden
Wie Nacht vor junges Morgenrot.

Mag auch der scharfe Pflug des Lebens
Im Herzen tiefe Furchen ziehn,
Was du gesät in schweren Stunden
Wird herrlich auferstehn und blühn.

Dann dankst du wohl der weisen Güte,
Die Schweres flocht ins Leben ein.
Kampflos kannst du nicht reifer werden,
Und unverdient nicht glücklich sein.

F. J. Caesar.

—o—

Maskenverleih

Skizze von Wolfgang Federau.

Der Expedient Philipp Brunzen war nicht sehr zufrieden mit seinem Leben, wie er es nun schon annähernd zehn Jahre führen mußte. Er fand es eigentlich sehr langweilig und sehnte sich brennend danach, irgend etwas zu erleben, etwas Seltsames und Unerhörtes. Und wenn er in den dunklen Büroräumen des Tee-Importhauses „Lognor“ vor seinem Pult saß, Frachtbriefe und Transportversicherungen durchprüfte, saubere Zahlenkolonnen in den dickbändigen Geschäftsbüchern aufmarschieren ließ, dann träumte er zuweilen gern von jener fernen und fremden Welt, von deren Erzeugnissen auch er gleichsam indirekt lebte.

In seinem Zimmerchen stand auf dem kleinen Bücherschrank ein bronzener Buddha, den ein Kapitän ihm einmal für eine kleine Gefälligkeit geschenkt hatte. Philipp Brunzen, der sonst von solchen Dingen wenig Ahnung hatte, hing sehr an dieser Figur die ihm das Geheimnisvolle und Wunderliche Chinas näher zu bringen schien. Er lebte sehr zurückgezogen hatte nur wenige Bekannte und keinen Freund — so mußte ihm die Phantasie jene Abenteuer und Erlebnisse ersetzen, die ihm das reale Leben versagte.

Dennoch geschah es eines Tages, daß er eine Einladung zu einem Maskenball erhielt und nach kurzem Nachsinnen sich entschloß, an dem Fest teilzunehmen.

Den ersten flüchtigen Wunsch, sich nach eigenen Angaben ein phantastisches Kostüm arbeiten zu lassen, schob er bald der großen Kosten wegen bei Seite. Er machte sich also an einem Abend auf den Weg, um in irgend einem Verleihgeschäft ein ihm zusagendes Kostüm auszuborgen. Auf seiner Wanderung, bei der sich Philipp Brunzen mehr vom Zufall als von bestimmten Zielen leiten ließ, geriet er in Kürze in eine sehr dunkle und etwas bedrohlich aussehende Gasse, die er offenbar nie vorher gesehen hatte. Ein schmaler Kanal durchschnitt die Straße, das Wasser, das ihn träge durchfloß, war schwarz und stumpf wie Tinte. Gerade hier, an einem altertümlichen Hause, dessen Grundmauern von dem Wassern umspült wurden, entdeckte der junge Mensch ein Schild „Jotur Brevan — Maskenverleih“. Der fremdartige Name, das geheimnisvolle Aussehen des Hauses, die ganze düstere und traurige Umgebung übten auf Philipp Brunzen eine eigentümliche Anziehungskraft aus. Hier, glaubte er, werde zu finden sein, was er suche — und noch kurzem, etwas ängstlichem Zögern faßte er Mut zog an der Klingel, die Tür sprang auf geheimnisvolle Art auf, und er befand sich alsbald in einem großen düsteren Raum, der von der Diele bis zur Decke mit Gerümpel aller Art, blitzendem Metallgerät, Waffen und Kleidungsstücken angefüllt war. Eine kleine Petroleumlampe verbreitete ein kärgliches Licht, das die Dunkelheit mehr unterstrich als beseitigte.

Es war zunächst keine Menschenseele zu sehen. Aber nachdem Philipp Brunzen einige Minuten gewartet hatte, kam ein kleiner, alter Mann angetrippelt, der sich tief verbeugte und sich nach den Wünschen des anderen erkundigte. Er war altmodisch gekleidet, hatte wirres, graues Haar, buschige, fast schwarze Augenbrauen und über der hakenförmigen Geiernase ein paar Augen von so scharfem, stechendem Glanz, daß Philipp ein Frösteln überlief. Da er sich jedoch genierte, seine Unruhe zu zeigen, so erzählte er kurz und etwas hochmütig, was er benötige. Der Händler verneigte sich nochmals demütig, und es schien dem Kunden, als ob ein höhnisches Grinsen die Lippen des Alten verzerrte. Er vergaß es aber sofort, als der Händler ein Kostüm vor ihm ausbreitete und mit schlichter Bestimmtheit erklärte, dies sei es, was er brauche. Es war ein prächtiges gelbseidenes Mandarinenkostüm mit allem Zubehör und Philipp Brunzen griff zu, ohne lange zu überlegen. Als er nun noch hörte, daß das Kostüm echt sei und einem Mandarinen gehört habe, der vor einigen Jahrhunderten auf abscheuliche Weise ums Leben gekommen sei, betastete er fast ehrfürchtig den kostbaren, knisternden Stoff. Der Trödler legte noch eine Maske zu, die aus weichem, gelblichem Leder angefertigt war und auf dem ein chinesisches Antlitz von tückischer Wildheit so kunstvoll aufgemalt war, daß das Ganze den Charakter einer starren, unveränderlichen Maske völlig verlor. Der junge Kaufmann bezahlte die auffallend geringe Leihgebühr, und während der Trödler ihn höflich bis zur Tür geleitete, versicherte er immer wieder, daß der Herr sehr zufrieden sein und sich in dieser Maske sicher außerordentlich unterhalten würde.

Das geschah nun allerdings nicht. Zum mindesten nicht in der Art, wie Philipp Brunzen es erwartet hatte. Als er in seiner prächtigen Verkleidung den Ballsaal betrat, erregte er zwar allgemeines Aufsehen; doch das merkwürdig beklemmende Gefühl, das ihn bereits zu Hause in demselben Augenblick erfüllte, als er das kostbare Seidengewand eben übergeworfen hatte, schien sich nun allen anderen Gästen mitzuteilen. Wo er erschien und längere Zeit verweilte, merkte er alsbald an der Haltung und dem flüsternden Gespräch der anderen, daß man ihn mit einem heimlichen Grausen musterte. Einige junge Mädchen in lustigen, phantastischen Kostümen hatten anfänglich versucht, mit dem unheimlichen Fremdling zu tändeln und zu spaßen. Aber dann hatte eine im Uebermut sein Antlitz gestreichelt und war erschreckt zurückgefahren. Die Wärme des Körpers hatte sich der Ledermaske mitgeteilt, und das Mädchen hatte die feste Ueberzeugung gewonnen daß der Mensch da vor ihr sich überhaupt nicht verkleidet habe, sondern ganz das sei, was vorzustellen er sich so ernsthaft bemühte.

So blieb der Mandarin in dem menschengefüllten Saale bald völlig allein, wurde gemieden wie ein Geächteter, und der arme Kerl selber von einer unerklärlichen Angst verfolgt wußte schließlich keinen anderen Ausweg, als daß er sich verdrossen in eine den Blicken halbwegs verborgene Ecke setzte und ein Glas Wein nach dem anderen in sich hineinschüttete. Ungewohnt eines so reichlichen Alkoholgenusses erhob er sich endlich schwankend, zahlte und verließ sofort den Saal, der schon in aufregender Weise um ihn zu kreisen schien. Kaum aber hatte er seinen Fuß auf die Straße gesetzt als oben die Musik einen lauten Tusch spielte und die lange zurückgedämmte Festesstimmung plötzlich alle Teilnehmer des Vergnügens mit hemmungsloser Fröhlichkeit erfüllte.

Philipp Brunzen fand mit einigen Schwierigkeiten den Weg durch die von flatternden Nebelschwaden erfüllten Straßen nach Hause. Viel zu müde, um sich noch auszukleiden, warf er sich mit einem schweren Aechzen auf sein schmales, dürftiges Lager und fiel sofort in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Auftauchend aus der Dunkelheit dieses Schlafes hatte er alle Erinnerungen an sein bisheriges Ich verloren. So sehr, so endgültig verloren, daß ihm nicht einmal die Veränderung seiner Umgebung auffiel.

Für ihn, einen Mandarinen vom siebenten Grade, der die besondere Gunst des Sohnes des Himmels besaß, war es doch selbstverständlich daß er in der alten Kaiserstadt Peking in einem prächtigen, kostbaren Palaste wohnte, daß ungezählte Diener sich vor ihm auf den Boden warfen und zitternd seine Befehle erfüllten. Er der Mandarin Wu-Lei-Tsin, führte nun jenes wilde, schöne und bunte Leben voller Gefahren und Abenteuer, nach dem sich der kleine Angestellte Philipp Brunzen aus der norddeutschen Handelsstadt vergeblich gesehnt hatte. Er befuhr mit seinen Dschunken den Hoang-ho und den Liau-ho, kämpfte gegen Seeräuber in den Buchten von Tschili und Liautung und herrschte über seiner Provinz mit Härte, Grausamkeit und rücksichtslosem Ehrgeiz.

Sein Kaiser vertraute ihm unbedingt. Und so erhielt Wu-Lei-Tsin eines Tages den ehrenvollen Auftrag, eine mongolische Dschunke von Fu aufzufangen. die Besatzung zu töten und ein tartarisches Mädchen, das sich auf dem Schiffe befinden würde, heimlich nach dem kaiserlichen Palast zu bringen. Wu-Lei-Tsin, der schwierigere Aufgaben vollführt hatte, bemannte sofort seinen schnellsten Segler und enterte in einer stürmischen Nacht auf hoher See das mongolische Fahrzeug. Die Bemannung wurde erbarmungslos hingerichtet, die Tartarin aber wurde zunächst in des Mandarinen eigenem Hause in Sicherheit gebracht. Hier nun geschah es, daß sich der Mandarin in das zarte und feine Gesicht des jungen Mädchens verliebte und beschloß, die seltene Beute für sich zu behalten. Er meldete dem Kaiser, daß er zwar die Dschunke erobert und die Besatzung getötet habe, wie es sein Herr und Gebieter befahl, daß sich aber das Mädchen leider nicht auf dem Schiffe befunden habe. Der Kaiser hörte die Meldung ernsthaft an, gab seinem Bedauern über den Fehlschlag des Unternehmens Ausdruck und entließ den stolzen und mächtigen Mandarinen mit einigen huldreichen Worten.

Als Wu-Lei-Tsin, froh der gelungenen List in seinen Palast zurückgekehrt, war die Tartarin verschwunden. Statt ihrer erwartete ihn bereits ein Bote des Kaisers mit der nüchternen Mitteilung, daß der Herrscher des Reiches der Mitte hoffe, den Mandarinen am nächsten Tage nicht mehr unter den Lebenden zu sehen und sein wichtiges Amt bereits einem anderen Würdenträger — es war der gehaßteste Nebenbuhler des Mandarinen — übertragen habe . .

— Als die Wirtin von Philipp Brunzen gegen Mittag des auf den Maskenball folgenden Tages das Zimmer noch verschlossen fand und auf mehrfaches Anklopfen keine Antwort erhielt, holte sie die Polizei und ließ das Zimmer gewaltsam aufbrechen. Man fand den jungen Menschen auf seinem Bette liegend noch in dem Kostüm, mit dem er am Abend vorher das Haus verlassen hatte. Um seinen Hals lag die Schlinge einer Gardinenschnur, mit der er sich selbst erdrosselt hatte. Er mußte die Schlinge offenbar mit ungeheurem Aufwand von Willenskraft zugezogen haben — ein Zufall war völlig ausgeschlossen. Sein Antlitz war noch von der weichen Ledermaske bedeckt, die ihm das Aussehen eines grausamen und stolzen Chinesen gab. Als man sie entfernte, sah man in ein ruhiges, sanftes und fast knabenhaftes Gesicht. „Selbstmord in einem Anfall von Schwermut“, stellte der herbeigerufene Arzt fest. Der Besitzer des Mandarinenkostüms hat sich trotz mehrfacher Aufrufe der Polizei nie gemeldet . . .

—o—

Purgatorium

Von Richard Preiser.

„Wozu ein Schwitzkabinett? Die Arbeit ist es, die den ganzen Schweiß austreiben soll!“ So predigt irgendwo der angeblich weise Seneka.

Man traut seinen Ohren nicht. Schon wie er die Arbeit anpreist, ist bedenklich. Erstaunlicher noch die Zumutung, dabei zu schwitzen. Kann man denn das? Da hätte er doch erst einmal Sachverständige befragen müssen. Einen Maurer etwa. Oder einen — aber ich will niemand beleidigen. Und den ganzen Schweiß soll sie austreiben? Auch von der Medizin hat er offenbar keine Ahnung.

„Nein,“ sprach nämlich der Arzt, als ich ihm trotzdem mit Senekas Ausspruch kam, „nein Sie müssen in den Schwitzkasten. Bekanntlich damit pflegt er Laien meines Schlages zu ködern), bekanntlich ist die Polyarthritis (zweiter Kädert) eine metastatische (dritter!) Gelenkentzündung. Die muß raus!“

Also geschah es, daß ich mich anderntags bis ans Kinn in einem Holzverschlag eingeschlossen fand, worin, zehn Minuten zuvor geentfacht, ein Dutzend Glühlampen auf mich losfunkten. Erst tat es recht wohl. Denn außer der Badehose trug ich nichts mehr am Leibe. Nicht einmal die Brille. Die würde sonst auch schwitzen, meinte witzig der Bediener und ließ mich allein. —

Ich betrachte mich in dem Spiegel gegenüber und stelle fest, daß ich samt Verschlag genau dem steinernen Sitzbild des Priesters aus Altägypten gleiche, aus dessen kastenförmigem Leibe nur der Kopf herausguckt. Bloß daß mir nicht eine kleine herzige Prinzeß auf dem Schoße sitzt — wie ihm. Darum wohl grinst er so vergnügt. Ich habe nichts zu grinsen. Denn es ist bereits teufelmäßig heiß.

Da kommt der Schwitzbold wieder und fragt ob ich „transpiriere“. Ich tröpfle sogar schon. Aber ich leugne frech. Ich bin nämlich für Pferdekuren. Und ich will ordentlich viel Zeit absitzen — für mein Geld. Allein er öffnet sofort rechts unten eine verschmitzte Klappe greift herein und betastet meine Wade. „Natürlich schwitzen Sie,“ ruft er entrüstet, „und wie!“ Spricht's, stülpt mir eine feuchte Haube auf und verschwindet.

Ich schäme mich. Und daß mir der Spiegel jetzt versichert, mein Kopf schaue nunmehr aus wie das Haupt Johannaas auf der Schüssel, erschüttert mich geradezu. Ich schließe die Augen um mich nicht mehr zu sehen. Halb wach, halb dösig meine ich bald, auch nach innen zu schwitzen. Wenigstens wird mir ganz flaumenweich zumute. So, als kochte mir samt dem Leib auch die Seele. Gewissermaßen über einer neumodischen Sorte Fegefeuer. Allmählich löse ich mich auf, verdampfe, verflüchtige mich sozusagen. Und sachte gleit' ich hinüber in das Nichts. So in eine Art christliches Nirwana vermutlich.

Ja, hat sich was mit Nirwana! Von Ruhe ist keine Rede. Denn auf einmal hör' ich meinen Namen. Ich spähe durch halbgeöffnete Lider. Da sitzt mir gegenüber ein Kopf und feixt mich an. Der Oberteufel, schätze ich.

Er reißt das Maul auf und spricht: „Markst Du Verehrtester, wie Dir der Schweiß schußweise entquillt? Das sind — bemüh' Dich bloß nicht, zu leugnen! — das sind Spirituosen, die Dir im Leben durch die Gurgel geronnen sind. Wohl des einzig Geistige, was Du Dir zugeführt hast, wie? Na und überhaupt —“

„Es ist entsetzlich heiß hier,“ lalle ich.

Er lacht niederträchtig. „Bist Du nicht meistens kalt gewesen, wo Du hättest warm sein sollen? — Du schweigst? — Weiter schüren!“

„Ich vergehe vor Hitze!“

„Wie so eigentlich? Bist Du nicht ebenso oft mehr als hitzig geworden, wo Du besser kühl geblieben wärst? — Soll ich noch mehr heizen lassen?“

Ich drücke die Augen zu und verzichte auf weitere Beschwerde. Es wird mir aber darum nicht erträglicher. Im Gegenteil. An der Unterfläche meiner Rückwärtigkeit leide ich jetzt Qualen, dergleichen Sankt Laurentius auf dem glühenden Rost erduldet haben dürfte. Spätere Lokalinspektion erweist, daß mir die scharfkantigen Stigmatten ins Lebende geschnitten haben). So fühle ich mich denn, gänzlich ergeben, als Büßer, als Märtyrer, als angeherdete Heiliger. Und still duldend koche und siede ich weiter. Das Sudatorium ist zum Purgatorium geworden. — —

Ein Posaunentor schlägt an mein Ohr. Ruft er etwa — nach eben bestandener Voruntersuchung — zur Hauptverhandlung? (Es war, erfahre ich später, ein Wehschrei aus der Nachbarzelle; dort strecken sie einem am geheilten Armbruch die eingeschrumpfte Sehne, was er sehr übelnimmt). Ich fahre zusammen und erwache.

„Aha,“ ruft es da, und flugs reiße ich die Augen auf, „aber jetzt gelt?!“

Lächelnd naht der Wachere, öffnet den Kasten und hebt mich heraus. Ich lächle wieder und gleite aus seinen Armen stummselig in die kühlende Wanne.

Sie spült die letzten Reste der verschwitzten Beklemmungen ab.

Das Rheuma freilich hab' ich behalten.

—o—

Der Karabau

Skizze von Max Zeumer.

Ueber den ausgedehnten Stallungen des Kraton (Sultonspalast) zu Blitar auf Mittel-Java lag heiß und atembeklemmend die drückende Schwüle des Mittags. Den Sarong, dessen Zipfel er wie eine Schürze hochgenommen hatte, mit einigen unreifen Maiskolben gefüllt, leuchte Isa, der bronzefarbene Sprößling des Pferdewärters Tamil, seinem Ziel entgegen: dem Balkengehege, das seinem vierfüßigen Freund, dem rauflustigen Karabau, zum Aufenthalt diente. Schweißtropfen rannen dem kleiner Kerl über das runde, dunkle Gesicht, in dem die großen dunklen Augen gleich schwarzen Diamanten funkelten. Die Freundschaft Isas mit dem wehrhaften Vertreter der heimischen Rinderrasse war noch jung, denn erst vor einigen Wochen war der Stier in den Kraton eingeliefert worden, um das fällige Rampokfest durch seinen Kampf mit dem König der Dschungel zu krönen. Die Bösartigkeit des Büffels, der eine ganze Anzahl seiner Artgenossen im Kampfe überwunden hatte, forderte gebieterisch seine Trennung von der Herde und überantwortete ihn der Bestimmung, als Gegner dem Matjang (Tiger) beim Rampok gegenüber zu treten.

Die Gespräche der einheimischen Dienerschaft, die sich um dies Ereignis drehten, hatte die Neugier Isas erweckt. Eines Mittags, als die glühende Hitze alt und jung in die Häuser bannte, war er, mit einigen Maiskolben ausgerüstet, an das Balkengehege des Gewaltigen geeilt, um sich am Anblick des rauflustigen Rehaken zu erfreuen. Nach dem Glauben seines Volkes verkörperte der Karabau den einfachen, ehrlichen Javanen, der Tiger hingegen den ränkesüchtigen Europäer, über den zu siegen die Pflicht des Büffels ist. Sein Sieg bekundet, daß Allahs Gnade über Fürst und Volk in alter Güte leuchtet.

Die Einzelhaft schien die Bösartigkeit des Büffels nicht gemildert zu haben. denn die starken Plankenumzäunungen des Geheges wiesen deutliche Spuren seines Grolles auf. Die augenscheinliche Nichtachtung, die der Recke seinem